

MARTIN NÄF

«Meine grösste Angst ist, dass mir nichts passiert»

Martin Näf ist blind. Seiner Freude an fremden Kulturen tut das keinen Abbruch: Er reist immer wieder an die entlegensten Orte der Welt – auf eigene Faust. **Aufgezeichnet von Nicole Kräfftli; Foto: Basile Bornand**

Wenn ich Freunden erzähle, dass ich zum Beispiel durch den Kongo reisen will, warnen sie vor Überfällen, Entführungen, Raub oder Krankheiten. Vor solchen Dingen habe ich keine Angst. Das liegt vielleicht daran, dass ich sie überhaupt nicht sehe – wortwörtlich. Massive Armut, grimmige Gesichter oder Soldaten an jeder Strassenecke können mich nicht verunsichern. Meine grösste Angst auf Reisen ist nicht, dass mir etwas passiert – sondern dass mir nichts passiert; dass mich meine Blindheit behindert und ich mich dadurch isoliert fühle.

Für mich ist es ganz alltäglich, mich anderen Leuten anzuvertrauen. Wie letztes Jahr in Burkina Faso. Ich stieg abends in der Hauptstadt Ouagadougou aus dem Bus und hatte keine Ahnung, wo ich übernachten sollte. Es dauerte keine zwei Minuten, da standen vier oder fünf Männer um mich herum und berieten, welches Hotel für mich am besten sei. Als sie sich schliesslich auf eins geeinigt hatten, begleiteten sie mich dorthin, nur um sicherzustellen, dass ich gut aufgehoben war. In solchen Momenten braucht man die Geduld, Ungewissheit und momentane Hilflosigkeit auszuhalten. Natürlich nervt mich diese Abhängigkeit manchmal, aber bis jetzt ist noch nie etwas Schlimmes passiert. Im Gegenteil: Meine Hilflosigkeit führt oft zu Begegnungen, die ich als sehender Tourist wahrscheinlich viel seltener hätte.

Grashütte oder ungeheizte Mansarde

So habe ich zum Beispiel an der nigerianischen Grenze Moussa kennengelernt. Ein junger Mann, der sein Leben als ungelerner Wanderarbeiter bestreitet. Er hat mir viel von seiner Kindheit als Koranschüler, vom Hunger und seiner noch nicht ganz abbezahlten Frau erzählt. Nachdem wir zwei Wochen gemeinsam herumgereist waren, fragte er, ob ich sein Vater werden wolle.

Moussa lebt in einem Dorf, das etwa 1000 Einwohner zählt und an der Strasse

nach Burkina Faso liegt. Es gibt dort einen Polizeiposten, einen öffentlichen Wasserhahn und einen Markt. Etwas abseits der Strasse wohnen die Leute in einfachen Lehmhütten, und wer sich eine solche auch nicht leisten kann, baut ein rundes Grashaus. Sobald man 100 oder 200 Meter von der Strasse weg ist, ist es vorbei mit der Zivilisation. Der Boden ist steinhart, die Landschaft karg, die Menschen arm.

Als ich Moussa letztes Jahr erstmals besuchte, lebte er mit seiner Frau und den zwei Kleinkindern sowie einer aus Mali geflohenen Schwester und deren Kind in einem Grashaus. Wegen der Hitze schliefen wir draussen. Für mich als Langschläfer war das gewöhnungsbedürftig, schon kurz nach Sonnenaufgang kamen die Nachbarn und begannen mit mir zu plaudern.

«Meine Hilflosigkeit führt oft zu Begegnungen, die ich als Sehender seltener hätte.»

Martin Näf, 57, Pädagoge

Seit Herbst 2010 bin ich so etwas wie ein Halbnomade. Das vergangene Jahr lebte ich in Basel in einer ungeheizten Mansarde. Der Verzicht auf Luxus sowie meine Arbeit als Selbständiger ermöglichen mir meinen derzeitigen Lebensstil. Ich spreche gern über meine Erfahrungen unterwegs und verdiene einen Teil meines Geldes mit Vorträgen. Dabei geht es allerdings nicht nur um Reiseabenteuer, sondern zunehmend auch um Fragen der Entwicklungszusammenarbeit. Denn natürlich bin ich unterwegs immer wieder mit Armut konfrontiert, und man bittet mich zu helfen.

Für viele Leute ist Armut das Hauptthema, wenn sie an Indien oder Afrika denken. Für mich ist Armut aber nicht so einfach greifbar. Menschen ohne Sehbehinderung sehen sie viel schneller. Für mich ist die Armut vielleicht auch deshalb schwerer fassbar, weil arme Menschen sich oft nicht

arm fühlen. Das Armsein gehört einfach zu ihnen, so wie das Blindsein zu mir gehört. Deshalb sollen wir natürlich nicht aufhören zu helfen. Bei den meisten Menschen in Afrika ist die materielle Not tatsächlich gross und unsere Hilfe willkommen, aber unter dem Strich sind es doch ganz gewöhnliche Menschen, die vielfach sehr gelassen mit ihrer Situation umgehen. So ist das Leben eben, sagen sie häufig.

Bäume und Sträucher anfassen

Das ist ähnlich wie mit meiner Blindheit. Aussenstehende meinen, dass es wahnsinnig schlimm sein muss und man sich jeden Tag wünscht, dass es doch anders wäre. Als Betroffener merkt man jedoch, dass Zufriedenheit mit vielen anderen Dingen zusammenhängt. So wie bei Behinderten gibt es auch bei den Armen solche, die sich in ihrer Rolle als bedauernswert und hilfsbedürftig eingerichtet haben, aber eben auch andere, die sich dagegen wehren, in diese Rolle gedrängt zu werden.

Natürlich macht mir meine Blindheit beim Reisen manchmal auch zu schaffen. Vor allem, wenn ich vor Sehenswürdigkeiten stehe oder meine Umgebung schnell erfassen möchte. In solchen Situationen fühle ich mich unglaublich behindert. Ich muss dann lange durch eine fremde Landschaft wandern, viele Bäume und Sträucher anfassen, in Gräben und auf Hügel kraxeln, bis ich mir ein ungefähres Bild dieser Landschaft machen kann.

Wenn andere mir von ihren Reisen erzählen, steht das Visuelle oft so sehr im Mittelpunkt, dass ich mir mit meinen Geschichten daneben wie ein armer Bettler vorkomme. Aber wenn ich dann daran denke, wie fixiert sehende Touristen oft auf schon tausendfach gesehene Bilder sind und wie selten jemand tiefer in ein anderes Land eintaucht, sich mit den dortigen Menschen verbindet, dann vergehen Neid und Selbstmitleid schnell. Dann bin ich sehr zufrieden mit meiner Art des Sehens. ■



«Ich bin so etwas wie ein Halbnomade»: Martin Näf